

16./V. 1918

Reise nach der Semmel.

Man hat uns alle, uns Maisbrotesser, mit der Nachricht betört, daß es Märchenländer gibt, nahe, ganz nahe an Wien, wo noch die alte, weiße Semmel auf den Tisch kommt. Gleichsam das Symbol des Friedens unter der dunklen Wolke des Krieges. Nun können wir ja mit unserem Brot ganz zufrieden sein. Denn jetzt ist nicht der Augenblick, in lächerlicher Zimperlichkeit um etwas mehr oder weniger Genuß zu feilschen. Wir können Gott danken, daß es uns so gut geht, wie es geht, und ein eigentlicher Mangel in jenem tiefsten Sinne der Kriege und Hungersnöte der vergangenen Jahrhunderte sich nirgends eingestellt hat. Doch war es immerhin aus volkswirtschaftlichen Gründen der Mühe wert, aus Gründen zukünftiger Vorsorge, sich von der Existenz jener sagenhaften Semmel zu überzeugen. So benützte ich denn dazu die erste Reise nach unserer Kornkammer, nach Ungarn. Dort, hieß es, schwimmt die Bevölkerung in feinstem Getreide. Aber sie schwamm nicht. Es war fast rührend zu sehen, daß sie, die guten Ungarn, von denen wir annahmen, daß sie uns den besten Weizen voranthalten und uns keinen Bissen gönnten, eigentlich noch uns beneideten. Wenn auch nicht mit Berechtigung, so doch im naiven Glauben, daß wir es besser haben könnten.

Eine andere Fahrt führte mich nach Mähren. Unser Schnellzug rasselte durch das Land, durch weite, grüne Ebenen. Welch fruchtbares Ackerland! Der Frühling ist eingezogen. Ein fröstelnder Frühling. Der Landmann schreitet die Furchen der dunklen aufgerissenen Erde entlang. Er drückt den Pflug fest, tief in die braune Krume. Ins Herz der Mutter Erde. Sie soll in goldenen Aehren zur Sonne hervorbrechen, sie soll den Menschen reife, süße Frucht schenken. Sie soll aus sich heraus Leben geben, sich in zahllose Wesen der Freude und des Genusses umfegen. Während weit entfernt an der Kriegsfrente Millionen in Schützengräben Schutz suchen und finden gegen die Augen der gegnerischen Heere, soll sie ihre Furchen hier zum Schutze öffnen gegen den Feind aller, den Hunger. Dort in der großen Ebene, von Streifen durchzogen, die geradlinig laufen, bilden sich Frauen in flatternden Kleidern, mit hellen Kopftüchern, die weithin leuchten. Unkrautjägerinnen, Steinleserinnen! Andere streuen Körner. Dort schreitet ein Mann, den Saatschurz um den Leib geschlungen, aus ihm schöpft er mit vollen, breiten Händen, schleudert das Gut in die harrende Erde. Dort wieder hat ein anderer die Samenhäufen in einem Wagen gestapelt und fährt mit großer, padender Schaufel in die Fülle. Mit langem Schwung wirft er aus. Man sieht von ferne aus dem vorüberrollenden Eisenbahnzug ganz deutlich, wie die Wolke Korn aufstäubt, wie sie in weitem Bogen, vom leichten Winde getrieben, sich ausbreitet und als befruchtender Keim in die Krume regnet. Und über all der Tätigkeit von Männern, Frauen, Kindern, die überni Felde zerstreut sind, glänzt die Sonne, die die Saat mit Kraft, mit tragendem Reichtum segnet. An Landstraßen, die in Bogen laufen, stehen Bäume, die in vollem Blütenblut prangen. Es fräuseln sich ihre Hoffnungen in weißen, hellvioioletten Tönen, versprechen Früchte. In der Ferne träumt ein Kloster im Sonnenschein von Frieden auf Erden und die Reihen niederer weißer Häuschen der Landleute von Erntefreuden.

Aber auch hier in Mähren, dieser Kornkammer, ist die weiße Kaisersemmel mit dem zarten, duftigen, weichen, weißen Herzen nicht auszutreffen. Und doch fehlt ihnen weder Weizen noch Gerste. Sie müssen bloß waren. Ebenso wie wir in Wien. Nur mit dem Unterschied, daß sie nicht auf den ungewohnten Mais verwiesen sind, auf das ungestaltete, ungefüge, knollige Maisbrot. Weizen und Gerste gibt ein ganz brauchbares Gebäck. Allerdings nicht für Schleimner. Aber die Leute in Mähren sind sehr verwöhnt, der graue Kriegsweden behagt ihnen nicht, der Mehlmändler klagt sie der Ungenügsamkeit an: Sie verlangen die beste Mehlsorte, die vorgeschriebene zweite oder gar dritte Güte mögen die Hausfrauen nicht. Was sind wir in Wien doch für Enkel dem gegenüber! Das Brot ist gut, ohne Kukuruz, der Weden äußerlich dunkelgelb, ölglänzend, gegen unser Brot im ersten Augenblick scheinbar ein Genuß, aber kein so großer, daß er reizte, Weden nach Wien mitzunehmen. Begegnet sich die Gemeinde ganz wecklos wehrt, indem sie die Brotkarte überall vorschreibt.

In Znaim ist der Kartenzwang am stärksten und allgemeinsten. Im Gasthaus wird sogar dem Durchreisenden kein Brot verabreicht, wenn er sich nicht verpflichtet, die Nacht dazubleiben. Es ist dies eine neue Art, den Fremdenverkehr zu heben. Selbstverständlich wimmelt Znaim jetzt von Fremden, gewöhnlichen und hochgeborenen, die dort nächtigen, eigens um des Rechtes teilhaftig zu werden, zum Mittagessen eine Brotschmitte in die Sauce — Pardon Lunte — zu tauchen. Aber Scherz beiseite, es gäbe hier hinreichend Brot für alle Durchreisende, denn das ist die Stadt, wo man an keinem Bäckerladen das ominöse Wort findet: Brot ausverkauft, wie in Niederösterreich und Ungarn. Ja selbst der Mehlmändler, der schamlos und freundlich an der Ladentür stand, versicherte mich, daß er dazu da sei, um Mehl zu verkaufen. Da er aber in mir einen Außensteiter witterte, der nach der Gurkenstadt gekommen war, um den natürlichen Mehltreichtum Mährens um ein halbes Kilo zu vermindern, sagte er mir gleich, daß er ohne Karte kein Mehl abgeben dürfe. Er sagte dies bei geeigneter Gelegenheit besonders laut, da eben der Wachmann des Reviers vorüberging und ein obrigkeitliches Auge mit einem mißtrauischen Ohr unsere Unterhaltung belauschte. Statt nun sein Gewissen zu beruhigen, brachte ich es erst recht in Aufruhr und spielte die Verführung in Person. So kam es, daß die Trockenmilch